

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1927-1944 1933**

189 (11.7.1933) Am badischen Herd

# Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

## Die letzten Wilderer

Von Erik Born.

Es waren böse Zeiten im Forst. Das Wild wurde rar und selten, denn die Wilderer nahmen keine Schonung mehr, seit die große Not im Lande war und die Mannsleute nicht mehr aus unbändigem Drang, sondern aus Hunger jagen gingen.

Es griffen viele zu den Flinten, die vorher niemals daran gedacht hatten und die ein tausend-jähriges Blut in den Adern hatten, das ihnen keine Ruhe ließ und sie des Nachts in den Wald zwang. Nicht mehr Könige des Waldes waren die Hirsche, sondern Wertobjekte, die ein paar Mark für das Leben hergaben, wenn man sie heimlich umlegte.

Da machte den alten Wilderern das Jagen keine Freude mehr und sie blieben zu Haus. Sie wollten sich nicht auf eine Stufe stellen lassen mit den andern, die Diebe waren. Sie, die Sprößlinge uralter Geschlechter, die einstmal das Jagdrecht beissen hatten, ehe die Knechtschaft der Bauern kam, sie schossen und stachen nicht, um sich zu bereichern! Nein und tausendmal nein! Sie taten es um des Schießens, Stechens und Jagens willen, sie taten es, weil sie dem Trieb nicht widerstehen konnten, wenn die Sommernacht so stille war.

Um diese Zeit fing die Bitternis an für die letzten Wildschützen. Der alte Jörg legte sich eines Tages auf offenem Felde hin und stand nie mehr auf. Der junge, freundliche Göde wurde groß gegen jedermann, ging Abend für Abend in den Krug und trank bis zur Besinnungslosigkeit. Die Jagdlust wollte er totkaufen. Der lustige Knecht Ullr ward ganz sonderlich und in sich gefehrt, das Blitzen in seinen Augen verschwand, er ging nie mehr aus, tanzte nicht mehr mit den kleinen, blonden Mädchen des Sonntags, wenn die Dorfmußik im Krüge spielte und war niemandem mehr Freund.

Nur zwei, die konnten das Wildern nicht lassen, selbst auf die Gefahr hin, als Diebe verurteilt zu werden. Das waren der Bullenweber, der Wildererkönig, und sein Kamerad Reinke. Die gingen noch jede Nacht dachsen, und wenn sie auch weniger als je schossen, sie legten wenigstens die ungeladenen Gewehre an und zielten. Aber auch ihnen fraß sich die Bitterkeit ins Herz, wenn sie sahen, wie Stilk um Stilk abgeknallt wurde, nur um des Verdienstes willen, wie keine Schonung auf Junge genommen wurde und der Bestand zu Ende ging. Aus dem Wildern war ein Stehlen geworden durch die Neuen, aus den Wildschützen wurden Wilddiebe.

Als sie das letzte Mal jagten, ohne vorher zu wissen, daß es das letzte Mal sei, ereignete es sich, daß sie gerade dasuamen, wie auf der Lichtung hinter dem Drei-Eichen-Hain drei von den Neuen mit dem Förster ein Handgemenge hatten bei einem toten Hirschen. Die beiden sprangen hinzu, hielten den Beamten fesseln und schlugen das Ge-

weih ab. Die andern aber grinsten, luden sich die ganze Beute auf. Einer durchsuchte dem Förster die Taschen, nahm ihm die Geldbörse ab und verschwand dann mit seinem Gefährten. Da wurde des Bullenwebers Gesicht aschgrau, er durchschnitt dem Förster die Fesseln mit einem Knüttel und drehte sich dann weg. In ihm war ein Aufruhr wie noch nie zuvor und man merkte ihm die Erregung an. Reinke winkte ab, als der Förster gleich die Pistole zog: „Ist nicht nötig, Förster! Zu den andern gehören wir nit! Aber nimm uns fest! Jäger sind wir halt auch gewesen, nur andere als die da!“

Der Förster erkannte den Kampf, den die beiden da vor ihm mit sich kämpften.

„Nein“, sagte er, „Euch nehm ich nicht fest! Ihr jagt jowieso nicht mehr!“

Der Bullenweber hörte gar nicht hin. „So ein Gefindel!“ drehte er hervor, „wenn das Wilderer sind, will ich keiner mehr sein!“

Damit nahm er das Gewehr und schlug es ge-

gen einen Baum, daß der Schaft zerplitterte. Er spieß aus, als habe er einen bitteren Geschmack im Munde.

„Knut Teufel!“ knirschte er.

Das war das Ende der beiden letzten Wildschützen; sie gingen von da an nie wieder dachsen. Sie wurden stille, einsame, aber tüchtige Arbeiter, und wenn es des Sonntags recht schön war, streiften sie zusammen durch den Forst, ohne Gewehr, nur mit dem Spazierstock in der Hand. Dann versuchten sie sich wie einst an das Wild heran, legten die Stöcke an und zielten. Dann waren sie immer guter Dinge, denn sie hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Nur hin und wieder, wenn zur gleichen Zeit da droben in den Bergen irgendwo einem Wilderer der Schuß losging, flog ein bitteres Lächeln über das Gesicht des Bullenwebers.

„So ein Paß!“ pflegte dann der einstige König der verschwundenen Wilderer zu sagen, „so ein erbärmliches Diebsgesindel!“

Als die beiden nach Jahren an ein und demselben Tage sich zur ewigen Ruhe legten, gingen zu Seiten der Totenwagen junge Förster in grünen Uniformen und gaben ihnen das Ehrengelächte dem toten König und seinem Adjutanten.

## Deutsche Brüder in Not!

Hörst Du den dumpfen Schrei  
Aus Todesgassen?  
Erschütternd klagt zu mir die Not!  
Es strecken sich empor die bloßen  
Hände, und flehn um Brot.  
Es leucht die Erde, —  
Sie kann nicht bergen  
Die müden Weiber, die sie flehn um Ruh.  
Es stöhnt der Wald, und seine Zweige  
Decken das große Sterben zu.  
Es türmt die Wolge, —  
Ihre Wasser schlagen  
Im wilden Schrei sich an der Brandung mund.  
Wo Menschenstimmen ihren Dienst verlassen,  
Da öffnet die Natur den Mund.

Hörst Du die bleiche Not  
Der deutschen Brüder?  
Wie die Natur Dir's klagt,  
„Deutschland, du konntest helfen,  
Weil Deine starke Seele nie verlag.“

G. 3.

## Die Stunde

Von Werner Ried

Es gibt so vieles im Leben, das tragen wir alle gar tief in uns und können es niemanden sagen. Nur manchmal singen wir es hinaus durch Worte und Taten werden wahrer und größer dabei in Liebe und Haß, in Freud und Leid. Wie das Schicksal es will.

Das hatte auch Hanne Wulow erfahren, der einer von jenen Stücken war, wie sie im Osten nur wachsen. Sein Hof lag abseits des Dorfes zwischen Wald und See, und die Steuereintreiber mußten lange suchen, bis sie ihn fanden. Aber sie fanden ihn nun schon das vierzehnte Jahr und hatten ihn und den Hof ausgekauft, wie die grünbauchigen Gabel im Moor den Fröschen das Blut abzapfen, bis sie alle Biere von sich strecken. Und Hanne Wulow hatte geschwiegen und stumm die Achseln gezuckt, wenn sie ihm Vieh und Ernte nahmen. Das war nun eben die neue Zeit! Es mußte vielleicht so sein, er wußte es nicht.

Er lebte so dumpf durch Tag und Nacht wie die dunklen Buchen rings um den Hof, war zu tiefen des Daches über dem Kopf und der mageren Kof, die ihm die Bäuerin auftrug. Er sah nicht ihre gekleideten Kleider, die hundert und armlücher wurden von Jahr zu Jahr, er sah nicht ihre müden tragenden Augen. Was konnte er wohl ändern daran? Leben wollte er ruhig und still und ohne Murren gehen zu seiner Zeit; das mußten ja alle, und der Gedanke daran war ihm geläufig und leicht wie Wissen um Nacht und Schlaf.

Zuweilen nur blieb er finnen stehen, aber der Rausch verzerrt stets so schnell wie ein Wölfling

im Maienwind. Und abends wußte er kaum noch, was er am Tage geträumt hatte. Bis eines Morgens ein Schreiben kam. Das las er wieder und wieder, faltete es sorgsam und ging über die Felle, zog es dort nochmals hervor. In kleine Fetzen zerriss er das kleine Papier und streute sie in das teerige Wasser des Grabens, der sie weit hinaus in das Moor trug. Er sah ihnen lange nach.

Es dunkelte schon, als er heimkam. Gruslos schob er sich hinter den Tisch, dran die andern saßen. Wann? fragten die Augen der Frau; wann? fragten die Augen der Kinder. „Ja, nun müssen wir alle vom Hof!“ sagte er tonlos und stiert in die geleerte Schüssel. „Das soll wohl sein!“ murmelten alle, standen schwerfällig auf und machten sich dumpf daran, heraloben Krimstrams bereitzustellen. Ganz zuletzt kam die kleine verweilte Frau und gab ihm die Streichholzschachtel.

Beider Hände streiften sich weich und leicht. Da riß er die kleine, müde Verflüchte an sich und küßte sie, küßte sie zum erstenmal wieder nach zwanzig lieblosern Jahren und hielt sie in seinen breiten, erdicheren Händen wie lange, lange nicht mehr.

Und es wehte ein wolkiges Vieh durch den Raum. Ein bebendes Wellblech sah glückselig-zend am nachtschwarzen Fenster, lauschte einem verhallenden Schritt und wartete, bis es von draußen her rot und warm durch die Scheiben tropfte wie dunkle Rosen, wie blühende Heide wie einst.



Der Jüngling im Feuerofen ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

58. Fortsetzung  
Beim Abschied fiel mir ein Name für unsern Hund ein: Wir liebten ihn, während ihn kein Fremder leiden mochte. Also riefen wir ihn „Bohe“, und er winkelte vor Vergnügen!

### 12. Frei Rhein

Ob Eva Anker von den Treibezeiten ihres Mannes nichts wußte? Als ich ins Wirtshaus wollte, vertrat sie mir den Weg: „Gib dich, der Adam ist lcho fort. Binne am Rüllbach, wo's Kreuz steht, da tut er warte. Gell, mußt dich eise!“  
„Wo will er denn hin, Eva?“  
„Nu jo, mit seine Freunde zum Jagdpartieche in den Wald, gell!“

Rein, Eva Anker ahnte nichts. Ihre Stimme klang fest und ohne Falsh. Ich zog wortlos den Lauch und fand es miserabel, durch Schweigsamkeit lügen zu müssen.

Der Rüllbach stürzte wohl 500 Meter hinter Mostheim aus den Weinbergen in den Rhein. Dort stand auch die Kreuzigungsgruppe, von der Eva gesprochen hatte. Ich watele hin, der Sturm warf mir Eimer voll Regen ins Gesicht, der Sumpf der Straße quackte unter meinen Stiefeln. Laufen durfte ich nicht, ich wäre sonst ausgerutscht und im Morast gelandet. Adam begrüßte mich eifrig wie nie. „Na“, sagte er, „sonst nichts.“  
„Bist du allein, Adam?“  
Er antwortete nur mit einem Nicken. Dieses

Nicken wies nach dem nackten Gestrüch hin, in dem wohl 20 Mannesgestalten in der Kniebeuge hockten. Man sah sie schattenweise, das verdrießliche Licht einer Stalllaterne bespensterte durch die Äste. Adam Anker verholate den Zeiger seiner Uhr, trat ungeduldig von einem Bein aufs andre, bis er die Hand hob und kurz mit der Trillerpfeife zum Admarsh pfiff. Da trotz das Föhnlein seiner Getreuen aus dem Gestrüpp, jeder klapperte mit den Zähnen, keiner schien guten Mutes. Ich betrachtete mir den Saufen: Galgenpöbel, Abschaum der Menschheit. Kein Mostheimer unter ihnen, vielleicht auch kein Rheinländer, ich konnte das erst nachprüfen, wenn gesprochen wurde. Aber niemand sprach ein Wort, trisfend und noch nassen Kleidern riechend scharten sie sich um den Gastwirt, der die Führung hatte. Ich blieb an Adam Ankers Seite, er allein wußte den Weg. Dieser Weg war nicht derselbe, den rechtschaffene Menschen hier zu gehen pflegten; wir stolperten und rutschten mit verkrümmten Rücken durch Unterholz, finster war's, zuweilen schnitten uns scharfe Äste durch Gesicht. Hinter uns klapperte der Troß, niemand flüsterte, mir war mittelalterlich und kriegerisch zumute. Hätten die Kerle nicht Gesichtser wie Schleichbebe gehabt, sie wären richtige Soldaten gewesen.

Die Lichter eines Gedächtes wurden in weiten Bogen umganden, oft reichte uns der Schlamm bis zu den Knien. Kein Stern am Himmel, nur Regen und Wind und Wolken.

Zwei Stunden dauerte der frostige Marsch, dann stiegen wir auf einen Doppelsoffen, der von einer Gruppe französischer Kavallerie beschützt wurde. Die reitenden Poilus trugen entkifferte Karabiner im Arm, ein Offizier zeigte in den Wald, wo abermals eine Postenkette mit Gewehr bei Fuß für Abwehrung sorgte. Hier durfte niemand in den heiligen Gain, den nicht das Lösungswort eines Führers rechtfertigte. Auch unser Trupp wurde angehalten. Adam flüsterte „Frei Rhein“, und wir drangen in den Forst, sahen bald das festliche Gefläder von hundert Fackelstrahlen, die, von den Häupten ziviler Soldner gehalten, für die Beleuchtung des Verammlungsortes sorgten.

Es standen wohl fünfhundert Männer auf der Waldwiese, unsre Gruppe war die letzte, die noch erwartet wurde. Und es dauerte nicht lange, da kündete ein melodisches Trompetensignal den Beginn der Sitzung an, die des nassen Bodens wegen stehenden Fußes vonstatten geben mußte. Jede Ortsgruppe wurde in Reihen rechtsum ausgerichtet, die Führer schmelzten in schnodderigen Kommandotönen, wie sie selbst einem Ueberpreußen keine Ehre mehr gemacht hätten. Es wurde Löhnung verteilt, jeder mußte die flache Pöte ausstrecken, hundert Francs gab's für den einzelnen. Ich selber stand, von Adam Anker legitimiert, an der Seite. Und kam sechs Schritte näher, um auch das Wochengehalt der Führer auf Heller und Pfennig mitzuschähen: Jeder erhielt zehn Dunderfrankenscheine! Auch Adam Anker! Er war Schelm genug, mir den Sold im Schatten eines Baumes zu präsentieren: „Gell, wie dumm du bist!“

Diese Plumpheit entwarfne mich. Ich antwortete ebenso witzig: „Unheilbar, Adam!“

Während der Belohnungszeremonie trat schon ein dicker Landwirt aus der Eifel in die Mitte des Platzes, ließ sich von zwei hagern Fackelträgern verkünden und begrüßte die Kolonnen mit einem patheitlichen „Frei Rhein!“ Er begann seine Rede mit der Offenbarung, daß Dorten, Mat-

thes und Smeets der Verarmung ihre wärmsten Gefühle durch ihn übermitteln liehen, leider seien sie verhindert gewesen, höchstselber zu erscheinen. Aber die freien Rheinfranten, die sich, es sei eine Schande, immer noch heimlich und unter dem dankenswerten Schutz der französischen Bajonette verarmten mühten, sollten nicht verzagen, die Stunde sei nahe, da die Ausrufung der rheinischen Republik dem wahren Willen des Volkes Ausdruck gebe!

Er sagte: Dem wahren Willen des Volkes Ausdruck gebe! Ein zweiter Redner, seines Zeichens Schriftbrennerbesitzer aus Speyer, löste den notleidenden Agitarier ab und beantragte die Entroftung der grünwelkroten Standarte, damit sie den Wegbereitern Rheinfrankens die schuldige Reuerenz erweise!

Ein baumlanges Kumpen trat vor, streifte das Wachsstück vom Schaft und entrollte sein Banner vor den Verschwörern. Admann senkte er das dreifarbtige Tuch, die französischen Offiziere salu-tierten im Sattel.

Ein dritter Tribun hüpfte wie eine Ballett-maus in die Manege, er mußte wohl der wichtigste Festredner sein, denn die verregnete Kunde öffnete alle Ventile des Tumults. Ich fragte Adam Anker nach dem Namen dieses Mannes. Und wurde belehrt, daß der Redner jener Elsäßer Albert Rejeune sei, den die Preußen vor fünf Jahren ins Zuchthaus verbannt hätten. Ich kramte in meinem Gedächtnis nach und erinnerte mich, daß sich ein Albert Rejeune des Notstandsverbrechens an zwei ihm anvertrauten Mündelkindern schuldig gemacht hatte. Dieser Albert Rejeune pumpte jetzt die Brust voll Luft, zog ein Konzept aus dem Armetel, hustete, begann: „Rheinfranten! Es gibt Zaghafte unter euch, die wir überzeugen müssen. Wir haben jahrhundertlang unter der Knechtschaft gelebt, und solltet ihr sie nicht gespürt haben, — ich habe sie gespürt — —!“

(Fortsetzung folgt.)